584. 38. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Dienstag, 16. November 1909

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Monarchisten.

Monarchisches Gefühl ist, wie jedermann weiß, ein Artikel, — in unverfälschter Form — bei uns nur mehr östlich der Elbe vorkommt. Den sichersten Ausweis über die Reinheit dieses Gefühls gibt die Mitgliedschaft des Bundes der Landwirte. Und da Ritter und Heilige sich von jeher trefflich darauf verstanden haben, was ihnen beiden nützt, so wird man auch in den Kreisen der Orthodoxie kein Argument häufiger antreffen als das vom monarchischen Gefühl.

Ein altruistisches Gefühl hat nie bessere Gelegenheit, seine Echtheit, Stärke und Tiefe überzeugend zu beweisen, als wenn es in Konflikt gerät mit dem egoistischen Grundtriebe der Menschennatur, dessen Glaubwürdigkeit nicht erst nachzuweisen zu werden braucht, und der gerichtet ist auf Mehrung, zum mindesten aber Erhaltung des eigenen Wohlbefindens. Echt ist das Gefühl der Mutter, die darbt, um ihr Kind erhalten zu können. Echt war das Gefühl jener verarmten Adligen, die 1813, weil sie nichts anderes für die Betreuung des Vaterlandes opferte. Echt ist das monarchische Gefühl wohl auch nur dann, wenn es das Recht und den Willen des Monarchen auch da respektiert, wo es ihm unbequem ist.

Diese Echtheit ihres monarchischen Gefühls zu erweisen, haben Ritter und Heilige in Preußen seit Jahresfrist die allerschönste Gelegenheit. Am 20. Oktober 1908 hat der König von Preußen in feierlicher Form erklärt: „Es ist mein Wille, daß die auf Grundlage der Verfassung erlassenen Vorschriften über das Wahlrecht zum Hause der Abgeordneten eine organische Fortentwickelung erfahren ....." Man sollte meinen, jemand, der das monarchische Gefühl in Erbpacht zu haben behauptet, könne darauf nur eine Antwort haben: „Wenn dies Euer Majestät Wille ist, so leben wir der Vorlage eines entsprechenden Gesetzentwurfes mit der Achtung entgegen, die wir als geborene Monarchisten für alle königlichen Willensäußerungen haben, auch wo sie uns unbequem sind. Zu der Vorlage nach unserem verfassungsmäßigen Rechte Stellung zu nehmen, behalten wir uns natürlich vor." Das, sollte man meinen, hätte die allein mögliche, weil allein würdige und allein aufrichtige Sprache aller überzeugten Monarchisten sein müssen. Und wie verlief die Sache in Wirklichkeit?

Da ergriff namens der Heiligen die „Evangelisch-Lutherische Kirchenzeitung" das Wort und dozierte also: Wenn der König von Preußen die Landboten zu sich ins alte Hohenzollernschloß entbietet und nach gehaltenem Gottesdienste in den feierlichen Formen höfischen Prunkes, die Wilhelm II. bekanntlich sehr ernst zu nehmen pflegt, den Landtag der Monarchie eröffnet, so spricht er doch nicht — als König! So ist er doch nichts weiter als ein Sprechautomat, in den der jeweilige Ministerpräsident die Walze mit der Thronrede hineinlegt. Ein neuer Ministerpräsident bringt eine neue Walze mit, was geht's ihn an, was auf der vorigen stand? Was geht's den König an, ob er im Namen Bülows erklärt hat, es sei sein Wille, daß die Wahlreform unverzüglich komme? Das braucht ihn nicht abzuhalten, im Namen Bethmann Hollwegs zu erklären, es sei sein Wille, daß alles beim alten bleibe!

Diese Theorie, wonach also der Monarch eine Puppe in den Händen des jeweiligen Ministerpräsidenten wäre, hat den freudigen Beifall der gleichfalls streng monarchischen „Hamburger Nachrichten". Soll, so fragt das Blatt, weil Bülow eine Dummheit gemacht — „Mangel an staatsmännischer Einsicht und Voraussicht," nennt es das Blatt —, und diese Dummheit in der Thronrede festgelegt hat, Bethmann Hollweg daran gebunden sein? Man sieht, in dieser Argumentation ist vom Könige von Preußen gar nicht erst mehr die Rede! Daß es nicht Bülow, sondern Wilhelm II. war, der gesagthat: „Es ist mein Wille", was schiert das die streng monarchisch gesinnten „Hamburger Nachrichten"? Dem Block ist die Wahlreform versprochen worden, es gibt keinen Block mehr, also hat das Versprechen keine bindende Kraft mehr; so poltert das Scharfmacherblatt unwirsch drauf los.

Das monarchische Gefühl der „Hamburger Nachrichten" ist, wie man sieht, etwas Angelerntes. Das Blatt ficht in einer Rüstung, die ihm nicht recht sitzt und die es daher mehr hindert auf das entschiedenste bekämpft, als sei der König nur das ausführende Organ seines Ministerpräsidenten; im Gegenteil, der König erkennt die Minister, sie sind lediglich die ausführenden Organe seines erhabenen Willens. Auch hat sich das monarchische Gefühl da, wo es in Reinkultur gezüchtet wird, in Ostelbien nämlich, immer gegen die Uebertragung der Blockpolitik auf Preußen gesträubt. Wie könnte es also anerkennen, daß „dem Block" ein Versprechen in preußischen Angelegenheiten gegeben worden sei! Das Organ der Ritter mit dem angeborenen monarchischen Gefühl, die „Kreuzzeitung", hätet sich denn auch wohl, mit den Waffen der „Hamburger Nachrichten" zu fechten. — So lehnt sie diese Fechtweise als unfair ab? — Das nun gerade nicht. — Aber sie erkennt doch die Selbstständigkeit des königlichen Willens an? — Sie erkennt sie an, wohlweislich aber erst, nachdem sie den Monarchen darüber aufgeklärt hat, wie allein er die Aeußerung seines erhabenen und allzeit souveränen Willens gemeint haben könne. So nämlich, daß die von Seiner Majestät gewünschte organische Fortentwickelung des Wahlrechts die Beseitigung der Klassenwahl und des indirekten Verfahrens — streng ausschließe!

Den Gipfel monarchischen Empfindens scheint neuerdings der Bundeshäuptling Graf Reventlow-Altenhof erklommen zu haben, der den König von Preußen hinstellte als einen Mann, der nicht nur mechanisch nachspricht, was die Minister ihm vorschreiben, nein, der wider seinen eigentlichen Willen erklärt: „Es ist mein Wille ...", nur weil Bülow das so haben wollte! In der Tat, man könnte irre werden an der Aufrichtigkeit dieser eigenen Spielart von monarchischem Gefühl, wenn man sich nicht wieder aufrichten dürfte an der Biederkeit und Geradsinnigkeit der „Deutschen Tageszeitung", die all diese seltenen Blüten, die das monarchische Gefühl ihrer Geistesverwandten treibt, mit Bienenfleiß sammelt, darunter auch die des Grafen Reventlow, um mit der Fassung eines alten Römers dazu zu bemerken: Soll das etwas Neues sein? Das haben wir doch alle längst gewußt, daß nur der böse Bülow den ahnungslosen König von Preußen zu etwas beredet hat, was er eigentlich gar nicht wollte.

Da käme am Ende schlicht bürgerliches Empfinden nicht mehr mit, ist zu fürchten. — Leider, so ist es. Je genauer man das monarchische Gefühl derer analysiert, die es erb- und eigentümlich besitzen, um so mehr vertieft sich die Erkenntnis: es ist eine Sache, die nicht mit gewöhnlichen Maßen gemessen werden darf. Entweder man hat es, oder man hat es nicht. Hat man's nicht, so ist man kaum wert, den Namen eines Preußen zu tragen. Hat man's aber, so ist dies Gefühl imstande, jederzeit mit einer heißen Inbrunst, mit einer Kraft ohnegleichen für Preußens souveränen König aufzulodern — immer vorausgesetzt, daß der Monarch das tue, was man gerade von ihm verlangt.

Kaiser Wilhelm und der Papst.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Rom, 16. November.

Der preußische Gesandte beim päpstlichen Stuhl Dr. v. Mühlberg hatte gestern eine Audienz beim Papste, dem er aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bischofsjubiläums Pius' X. ein eigenhändiges Glückwunschschreiben Kaiser Wilhelms überreichte. Im Vatikan hat dieser bisher von keinem anderen Staatsoberhaupte vollzogene Höflichkeitsakt überaus wohltuend berührt.

Die Forderungen der Albanesen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Konstantinopel, 16. November.

Der Großwesir empfing eine Deputation von Albanesen, welche die Einstellung der Entwaffnung der Albanesen und die Entfernung des Generals Djawid Pascha aus Albanien forderte. Von jungtürkischer Seite wird die Einbringung einer Interpellation beabsichtigt, die die Ungültigkeitserklärung des Mandats des Delegierten Ismail Kemal zum Zweck hat. Die Interpellation wird damit begründet, daß Ismail Kemal, wie festgestellt sei, eine agitatorische Tätigkeit zugunsten des Prätendenten Ghika in Albanien entfaltet habe. Die Kammer nahm heute die Wahl der beiden Vizepräsidenten vor. Es wurden die von den Jungtürken vorgeschlagenen Deputierten Mustapha Assim und El-Bostani gewählt.

*

* Das **Befinden Abdul Hamids** ist, wie aus Saloniki gemeldet wird, wieder durchaus zufriedenstellend. Ein Zahnarzt, der in diesen Tagen eine der Frauen des entthronten Sultans behandelt hat, äußerte sein Erstaunen über das blühende Aussehen Abdul Hamids, der darauf bestanden hatte, der Operation persönlich beizuwohnen. Da kürzlich einige Pockenfälle in Saloniki konstatiert worden sind, rief der Hausarzt der Villa Allatini dem Exsultan, sich impfen zu lassen. Nach langem Zögern verstand sich Abdul Hamid dazu, verlangte aber, daß die zehn Frauen seines Harems und sein jüngster Sohn, der bei dem gefangenen Vater weilt, sich vor ihm impfen ließen.

König Manuel in Windsor.

Der portugiesische König, „The Boy King", wie er in englischen Blättern genannt wird, ist gestern Nachmittag von Portsmouth kommend in Windsor zum Besuch beim englischen Hofe eingetroffen und herzlich begrüßt worden. Der Bürgermeister überreichte eine Adresse, die an den vor fünf Jahren erfolgten Besuch der Eltern des Königs Bezug nimmt und sagt, der jetzige Besuch möge die seit Jahrhunderten bestehenden freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern noch weiter festigen. Vom Bahnhof fuhr der König in einer Galakarosse, in der außer ihm König Eduard, der Prinz von Wales und der Herzog von Connaught saßen, nach dem alten Schlosse. Dem König mag sonderbar zu Mute gewesen sein, als er

Totentag.

(Von unserem Korrespondenten.)

Rom, im November.

Rom ist eine leichtlebige Stadt, eine Stadt der Freude, des Genusses. Selbst die Tragik hat hier etwas Theatralisch-Aesthetisches und das Gespenst des christlichen Sensenmannes hat den Genius mit der erloschenen Fackel noch immer nicht völlig überwunden.

Heidnisch-ästhetisch, wie alle weltlichen und kirchlichen Feste Roms, ist auch der Totentag. Zu Zehntausenden pilgern die Römer nach San Lorenzo hinaus, wo der Campo Verano als moderne Via Appia mit zahllosen Tempeln, Kolumbarien, Gräbern die „christlichen" Römer in seinen eiskalten Frieden aufnimmt. Die Frauen schwarz gekleidet, gewaltige Sträuße oder Kränze hineinlegt. Ein neuer Ministerpräsident bringt eine neue Walze mit, was geht's ihn an, was auf der vorigen stand? Was geht's den König an, ob er im Namen Bülows erklärt hat, es sei sein Wille, daß die Wahlreform unverzüglich komme? Das braucht ihn nicht abzuhalten, im Namen Bethmann Hollwegs zu erklären, es sei sein Wille, daß alles beim alten bleibe!

Diese Theorie, wonach also der Monarch eine Puppe in den Händen des jeweiligen Ministerpräsidenten wäre, hat den freudigen Beifall der gleichfalls streng monarchischen „Hamburger Nachrichten". Soll, so fragt das

Hei, ist das ein Leben die Straße entlang, die von der Bahn durch Blumengewinde in den Händen — zu Wagen, im Tram, zu Fuß. halb in die Erde versunkenen Augustusbogen und das Volksquartier von San Lorenzo zum Monstrefriedhof führt. Ein Volksfest. Hier werden große und kleine Sträuße und Kränze ausgerufen, dort Kerzen für die Gräber, dort Nüsse, Kastanien, Granatäpfel, allerlei Leckerbissen. Die Osterien rechts und links von Zechenden gefüllt. „Un carnevalello. Pel gran concorso di carrozze e gente." („Ein kleiner Karneval; so viel Droschken und Leute wimmeln durcheinander" — sagt G. Belli).

Nicht viel anders sah es hier aus, als noch Augustus und sein Gefolge hinaus nach dem hochragenden Tibur zogen, von den römischen Plebs umjubelt; oder als Horaz und Properz die Via Tiburtina entlang sprengten, nicht etwa an der alten Hexe, die im kaskadenumrauschten Tempelchen ihre Orakelsprüche murmelte, o nein. Die leiden großen Lebemänner Alt-Roms hatten ja dort draußen ihre verschwiegenen kleinen Villen, wo verschwiegene kleine Lydien und Cynthien ihrer harrten ....

Tempi passati. Ueber uns wölbt sich noch immer der hellblaue Himmel Alt-Roms und kleine, weiße Wölkchen schwimmen darauf, von den letzten Sonnenstrahlen leicht durchglüht. Die Menge aber, die sich heute hier herauswälzt, strebt einem gewaltigen Torbau zu, der das Reich der Toten von dem der Lebenden scheidet. Links von den Staffelterrassen des Friedhofes überragt, inmitten eines dichten Zypressenwaldes, steht die Basilika, die dem Ruheplatze der Toten den Namen gibt.

In den Straßen, Gassen und Gäßchen des unermeßlichen Totenfeldes, neben der Basilika, drängt sich das Volk von Rom wie im Corso beim alten Karneval. Plebs und Patrizier durcheinander — und Frauen, wie sie keine Stadt der Welt in so vollkommener, antiker Schönheit zu zeigen vermag.

Nirgends kommt der ganze berückende Zauber der Römerin mehr zu siegbaltem Ausdruck, nirgends atmet die von ihrem Sockel ins Volk herabgestiegene kapitolinische Venus mehr Lebens- und Liebesdurst aus als an der Stätte des Todes. .... Ossa et Cineres. Was scheren sie uns, wo Cypria in tausendfacher Gestalt lächelnd um uns wandelt! — Die Grüfte, Mausoleen, Tempel der Reichen ziehen sich den Berg hinan gleich einem stummen Villenviertel. Wieviel Tragik oben dehnt sich die ungeheure Gräberstadt der Armen. Wie weit unten. Eine von der römischen Wäsche gekrönte monumentale Marmorwand behütet eine ruhende Gestalt. Der Tote ist in ein Banner gehüllt: rote, weiße und grüne Blumen bedecken ihn über und über. Links sind Leier und Schwert, rechts ein Falzenbündel mit phrygischer Mütze in den Stein gegraben. Hier ruht Goffredo Mameli, der Dichter der römischen Republik von 1849, gefallen wie unser Körner, unter französischem Blei. Ein paar Schritte davon, in einem Gitterrondell, auf hohem Piedestal eine seltsame Marmorgruppe. Der Heilige Petrus, der einem knienden Ritter in voller Rüstung Schwert und Fahne überreicht. Am Piedestal lange Kolonnen von Namen. Es ist das Denkmal für die 1867 „contra copias parricidarum" (gegen die Vatermörder) gefallenen päpstlichen Soldaten, und das Municipio drückt ihm durch eine angefügte Marmortafel das Brandmal der Schande auf. Die mancher Deutsche, wie mancher Schweizer liegt hier.

Wie stolze und ewig unnahbare Cottages reihen sich hier oben die Mausoleen der römischen Großen aneinander. Ein klassisches Tempelchen, ganz von wilden Rosen umwuchert, trägt den Namen der Primoli; ein Rundbau gleich dem der Cecilia Metella, doch von Kandelabern umgeben, den Namen der Antonelli. An der schweren, schwarzen Eisentür, hinter der der Kardinal Pius IX. schläft, steckt ein weißer Asternkranz. Wer zählt sie alle, die stillen Sarkophagen der römischen Adelspaläste. Fast aus den Fensterchen aller Sarkophagen der römischen Adelspaläste. Fast aus den Fensterchen aller schimmert ein einsames Lämpchen heraus, fast vor allen türmen sich Berge von Astern und Chrysanthemen.

Die Dämmerung bricht herein. Von der großen Terrasse aus, die sich wie ein gewaltiger Molo über dem Meere des Todes hinzieht, schweift unser Blick auf den Zypressenwald zu unseren Füßen. Schon flammen hinter der dunklen Wand die Lichter auf — erst Dutzende, dann Hunderte, Tausende, Myriaden. Die Armen vergessen ihre Toten nicht. Und bald ist der ganze, endlose Friedhof in eine leuchtende Flut getaucht wie der ferne Glanz eines ungeheuren Christbaumes. .... Und alles drängt sich in wirrer Flucht den Toren zu, die aus dem Reiche des ewigen Schlafes zurückführen in das Reich des Lebens:

„Due belle cose ha il mondo: Amore e morte."

Hans Barth.

Aus den Konzerten.

Von

Dr. Leopold Schmidt.

In Tagen, wo politische Fragen und Sensationsaffären die Gemüter erregen und wieder einmal hart an die Prosa der Wirklichkeit erinnern, kommt sich der Kunstkritiker oft recht sonderbar vor. Sollte es, sagt er sich unwillkürlich, noch Leser geben, die in einer stillen Ecke nach der Rechtfertigung ästhetischer Eindrücke suchen? An der Spitze unseres Blattes wurde anläßlich der Schillerfeier darauf hingewiesen, wie die Kunst selber nicht an der lebendigen Wirklichkeit vorübergehen kann, ohne sich an ihrer hehrsten Bestimmung zu versündigen. Diese gewiß nicht unberechtigte Mahnung an die Zeitgenossen legte mir die Frage nahe, wie es denn mit unserer Tonkunst in dieser Hinsicht stehe. Vielleicht kann man die Erscheinung eines Richard Strauß dahin deuten, daß gerade die Musik, obwohl ihr Reich „nicht von dieser Welt", der treueste Spiegel unserer Zeit ist, ihr Kämpfen und Sehnen mehr, als wir ahnen, zum Ausdruck bringt. Doch wie sich die Kunst auch wandeln, und so innig ihr Zusammenhang mit der Gegenwart sein mag: der Kritiker ist immer auf wesenlose Abstraktionen angewiesen, das Artistische bleibt seine Domäne. Sein Trost ist, daß, wenn wir uns über künstlerische Fragen streiten, wir alle im Grunde nur unsere Liebe zu Dingen idealerer Natur beweisen. Und in diesem Gedankengange möchte ich behaupten, daß umgekehrt auch alle Lebensbetätigung, sofern sie gesund und ersprießlich sein soll, an dem Zeitlosen nicht vorübergehen darf. In jedes Dasein ist Zwiespalt, Unzulänglichkeit und Sehnsucht getragen. Die Widersprüche mit uns selbst und der Außen-